

Zeitschrift: Zappelnde Leinwand : eine Wochenschrift fürs Kinopublikum
Herausgeber: Zappelnde Leinwand
Band: - (1922)
Heft: 31

Artikel: Sodom und Gomorra
Autor: Prerovsky, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Robinson Crusoe hat eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit Daniel Defoe — der dritte im Bunde ist Robert F. Hill, der bekannte Regisseur, der einen großen Seriensfilm, betitelt „Die Abenteuer des Robinson Crusoe“ in Universal City, der Filmhauptstadt der Welt, herstellt.

Sodom und Gomorra.

Was doch das Kino imstande ist! In den Zeitungen standen fettgedruckte Artikelüberschriften:

„Sodom und Gomorra vom Sturme zerstört“.

Es gab keinen, der dies las, ohne zu stutzen. Wahnwützig, was hat die Zeitung, daß sie uns solches aufstischt! Ebenso gut kann es morgen heißen:

„Troja gefallen!“

und übermorgen dann:

„Hannibals Uebergang über die Alpen wegen Streik verschoben!“

Gewiß, es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Zeitungen eines schönen Tages derartige Meldungen bringen, da sie doch kürzlich über die Schäden berichteten, die der Sturm in Sodom und Gomorra angerichtet hat.

Sodom und Gomorra aber liegt derzeit an den nicht übermäßig romantischen Hängen des Wiener Laaerberger und gewährt einen bequemen Ausblick auf den Anninger. Will man in diese zügellose und verruchte Stadt gelangen, deren Einwohner sich in puncto Strenge der Sitten nicht gerade des besten Rufes erfreuen, so muß man den zehnten Hieb durchqueren, eine einigermaßen langwierige Angelegenheit, wenn

gerade zufällig die Chauffeure streiken. Aber draußen lockt das Fest der Ustarte, die bekanntlich bei den Babyloniern die Göttin und Schutzpatronesse besonders ausgesamter Leidenschaften war, draußen lockt vor allem Michael Kertesz, der Regisseur der „Sascha“, der allein schon eine stundenlange Fahrt im rumpelnden Landauer wert ist.

Das Territorium, auf dem sich die sündhafte Stadt erhebt, ist riesengroß. Ein Gewirr von Türmen, Tempeln, Häuserfassaden, vom Architekten Heinrich Richter meisterlich aufgeführt. Der große Turm der Ustarte, der, wie aus den vorgezeigten Photos zu ersehen ist, ein Riesebau von imposanter Schönheit gewesen sein muß, ist vom Sturm zerstört. Nur die mächtige Freitreppe, die zu ihm hinaufsteigt, ist erhalten.

Die Sodomiten wimmeln bereits, wenn man hinauskommt, und Kertesz brüllt durchs Megaphon. Irgend ein Aufruhr wird gerade ausprobiert. Um einen Tümpel, dessen Ränder sogar von Schilf bestanden sind und auf dessen Wasser ein vorzeitliches Segelboot träumt, drängt sich das Volk und gebärdet sich widerborstig, da Kertesz es so haben will. Volk, wohin man blickt, Volk! Es hockt auf Dächern herum, lehnt an Ballustraden, wandelt unter Palmen, die von Regisseurs Gnaden dem Lehm des Laaerberges entwachsen. Aber es wandelt nicht ungestraft, denn Kertesz tobt, daß zu wenig Tempo in der Sache ist, zu wenig Bewegung, Leidenschaft und Liebe. Und so wird er nicht müde, aus seinen Sodomiten, die übrigens, aus der Nähe besehen, einen äußerst friedfertigen Eindruck machen, Fanatismus herauszupeitschen. Dabei ist es schwer, das Lachen zu verbeißen, wenn dieser ungarische Herkules an der Arbeit ist. Er scheint Nerven aus Stahl zu haben, ist von einer unglaublichen Beweglichkeit, brüllt womöglich an vier Stellen zugleich und malträtiert die deutsche Sprache mit brutaler Rücksichtslosigkeit. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß Sodom und Gomorra eine ungarische Kolonie sind, denn von den Machern, die da das Volk aufwiegeln, spricht kaum einer ein gerades deutsches Wort. Aber das macht schließlich nichts, denn dem fertigen Film wird man den furor hungaricus nicht ansehen und den Sodomiten ist es auch Wurst, in welchem Dialekt sie zu ihren Schandtaten angefeuert werden. Hauptsache ist, daß das Bild wird. Und es wird. Ein Mann in brauner Kutte und mit wildwallender Prophetenmähne wird von den Sodomiten lästerlich mißhandelt. Man macht mich höflich darauf aufmerksam, daß ich in dem Mann mit der Kutte einen Engel des Herrn zu erblicken habe, der Sodom aus der Trunkenheit seiner Greuel zu Gott hinführen will und daß er deswegen von den Verstockten so schlecht regardiert wird. Man jagt und stößt ihn den Laaerberg hinunter, bis er zu Fall kommt und in die Knie bricht. Nahaufnahmen: Der Engel des Herrn wird von sechs rabiaten Sodomiten zur Erde gedrückt, mit den ganz unbiblischen Worten: „Hamm'r dich endlich, Hund varrfluchta, varrdächtiga, Karnalliöh, ölendige, jetzt muß hin wern“.

Ich vermute, daß in dieser Szene ein Höhepunkt des biblischen Dramas zu erblicken sein wird.

Dann wird noch gekurbelt, wie Lots Weib — von der statuenhaft schönen Lucy Doraine mit angenehmer Fleischlichkeit verkörpert — ihrem Herrn Gemahl zum Fest der Ustarte durchgeht, und so weiter, da ein paar Meter, dort ein paar Meter, bis der „Monumental“ film fertig ist.



Hanna Lierke

*der rassige Star des Bavaria-Films „Der heilige Hass“
(Verleih: Bayerische Filmgesellschaft m. b. H., Fett & Wiesel
Zürich).*

Morgen aber wird das Maß der Sünden voll sein und es wird Schwefel regnen über Sodom und Gomorra, Sodoms Ende, falls es nämlich nicht wirklich regnet, was einen Aufschub des himmlischen Strafgerichtes bedingen würde. Lots Weib aber wird zur Salzsäule erstarren und es wird eine blißsaubere, appetitliche Salzsäule sein, gar nicht so ohne.

Leo Prerovsky, Wien.

Die Wahrheit über Pfilanders Tod.

Schmerzlos, inmitten eines leuchtenden Aufstieges, verschwand Valdemar Pfilander am 6. März 1917 von der Erde. Fragen, Staunen, Schmerz folgten der unerwarteten Todesnachricht. Gerücht übersteigerte Gerücht: ein bunter Legendenkranz war im Augenblick um seine Erinnerung geflochten. Am Tage vorher jagte er noch in seinem großen Rennwagen durch die Straßen, viele hatten ihn im Vestibül seines Hotels und am Abend scherzend in der Bar gesehen. Und dieser kräftige, trainierte Mann, dieser jugendstrotzende Liebling des Glücks sollte über Nacht wie eine Eiche im Sturm gefällt sein? Das allgemeine Mißtrauen und Geraune formte sich zu den absonderlichsten Gerüchten: um den kaum Erkalteten spannen sich abenteuerliche Legenden von geheimnisvollen Liebschaften, von Konflikten zwischen Ehre und Leidenschaft. Die Redaktionen wurden mit Anfragen überschüttet — wer mit Pfilander auch nur in leisester Berührung stand, sollte irgend etwas mitteilen, irgend etwas wissen. Dann kamen die ganz Klugen zum Vorschein, die Spürnasen, die immer bei rätselhaften Fällen auftauchen, und orakelten. Pfilander sei gar nicht tot und die düstere Nachricht sei eine bewußt ausgesponnene Fabel, um den vielgeliebten Künstler einer seltsamen Gefahr zu entziehen. . . . Aber das hoch aufgetürmte, farbige Gespinnst brach schnell vor der brutalen Tatsache zusammen: Pfilander lag tot in seinem Hotel, an seinen dunklen Haaren klebte Blut, das aus einer tiefen Stirnwunde rann. . . .

Die Aufklärung folgte schnell. Pfilander war herzkrank, und der Arzt hatte ihm ein ziemlich rapid wirkendes Schlafmittel, Veronal, verschrieben. Am Tage vor seinem Tode hatte er scharf gearbeitet. Das Atelier der von ihm gegründeten Gesellschaft wurde eingeweiht: seine erste Szene war gedreht worden — es sollte seine letzte sein. Das etwa 30 Meter lange Filmband ist erhalten geblieben; es zeigt Pfilander, schon vom Schatten des Todes umwittert, mit gespenstisch blasser Stirn und brennenden Augen, die tief in ihren Höhlen liegen. Von der Arbeit angegriffen, hat er sich zu zerstreuen gesucht, aber im Hotelzimmer kam die Reaktion. Die zerrütteten Nerven wollten sich nicht beruhigen: Pfilander fror und fühlte sich elend. Kamillentee wollte nicht helfen. Dann ließ er sich von seinem Diener Veronalpulver aus der Apotheke holen: am Morgen fand man nur noch eins vor. Das Gift versekte ihn in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, er verfiel in einen Schlaf, der mehr Betäubung war, und fühlte sich plötzlich durch starkes Herzklopfen geweckt. Er taumelte aus dem Bett und wankte zum Schreibtisch, um dem Arzt zu telephonieren. Aber die Kraft langte aus: ein Schwindel befiel ihn, und er stürzte zu Boden. Mit der Schläfe stieß er auf die scharfe Schreibtischkante auf. So fand man ihn am Morgen in einer Blutlache.